

„WER MECKERT, FLIEGT RAUS“

KLAUS DÖRRE ZU PREKARITÄT BEI STUDIERENDEN

Der Jenaer Soziologe Prof. Klaus Dörre hat den Begriff der Prekarität in der deutschsprachigen Arbeitssoziologie populär gemacht. Im Gespräch mit dem Akrützel spitzt er das Konzept auf die Situation von Studierenden zu und erfindet obendrein einen neuen Begriff.

Herr Dörre, Sie sind ein ausgewiesener Experte zum Thema Prekarität. Was ist eigentlich darunter zu verstehen?

Ein Arbeitsverhältnis ist dann prekär, wenn es sich um instabile und niedrig entlohnte Beschäftigung handelt, die nicht existenzsichernd ist. Prekär Beschäftigten wird aber nicht nur ein niedriger Lohn gezahlt, sondern auch Anerkennung und Wertschätzung verwehrt. In der Arbeitswelt sind außerdem Entfaltungs- und Partizipationsmöglichkeiten blockiert.

Ist nach dieser Definition nicht jeder Studentenjob irgendwie prekär?

Ich würde nicht gleich jeden Job, den man als Studi macht, als prekär beschreiben. Wenn er mindestens 8,50 Euro pro Stunde hergibt, dann ist das immer noch nicht viel, aber es ist in Ordnung und nützt vielleicht beiden Seiten. Etwas anderes ist es aber, wenn studentische Notsituationen ausgenutzt werden. Wenn nur Niedrigstlöhne gezahlt werden, weil man weiß, dass Studierende auf einen Nebenjob angewiesen sind – dann ist das allerdings nicht mehr nur Prekarität, sondern auch Überausbeutung.

Was meinen Sie mit Überausbeutung?

Der Ausbeutungsbegriff ist ja wieder in Mode gekommen. Neben einer strukturellen Ausbeutung im Marx'schen Sinne gibt es auch eine sekundäre Ausbeutung, bei der die Anspruchslosigkeit der Studierenden – keine Familie und geringe Lebenshaltungskosten – ausgenutzt wird. Die Unternehmen kalkulieren mit der Hoffnung der Studierenden, dass es nach dem Studium besser wird, und zahlen nur Tiefstlöhne. Das ist nicht nur prekär, sondern im höchsten Maße unfair und unmoralisch. Außerdem gibt es in Städten wie Jena ein Überangebot an studentischer Arbeitskraft, sodass sich die Unternehmen frei bedienen können. Und wer meckert, fliegt raus.

Warum lassen sich Studierende sowas gefallen?

Na ja, die Denkhaltung kennen Sie bestimmt selbst: „Es ist besser als nichts, ich mach das ja nur auf Zeit. Ich kann das jetzt aushalten.“ Die Prekarität ist dann nur temporär. Außerdem sind immer mehr Studierende darauf angewiesen, ihren Lebensunterhalt durch Erwerbsarbeit zu finanzieren. Ich finde diese Entwicklung fatal. Ich habe in Seminaren immer wieder Studierende, die wegen Nebenjobs nicht regelmäßig teilnehmen können. Die Hauptbeschäftigung ist dann die Erwerbsarbeit. Der Studierende wird gewissermaßen zum Standby-Studierenden.

Wie kann man gegen diese prekären Verhältnisse vorgehen?

Ein Lösungsansatz wäre sicherlich ein flächendeckender Mindestlohn, der auch Studentenjobs mit einbeziehen müsste. Alles, was unter 8,50 Euro liegt, ist kein anständiger Lohn mehr. Außerdem sollten Studierende aktiver sein. Sie können sich an die Gewerkschaften richten oder selbst Aktionen planen – bis hin zur Arbeitsverweigerung. Studierende sollten ihr Streikrecht auch ausnutzen. Wichtig ist außerdem, die finanzielle Förderung für Studierende zu verbessern. Stipendien und Bafög sind auf jeden Fall ausbaufähig. Kein Studierender sollte aus Zwang arbeiten müssen.

Wie war es denn in Ihrer Studentenzeit? Mussten Sie aus Zwang arbeiten?

Nein. Gleich zu Beginn meines Studiums wurde ich in den Asta gewählt. Ich bekam eine ordentliche Aufwandsentschädigung und den Bafög-Höchstsatz. Das war zusammen so viel Geld, dass ich sogar die Aufwandsentschädigung sparen konnte. Der Lebensstandard war zwar nicht üppig, aber ich konnte gut davon leben. Deshalb hatte ich nie diesen Zwang arbeiten zu müssen. Davon abgesehen war ich politisch immer so aktiv, dass ich auch gar keine Zeit dafür gehabt hätte.

Haben Sie jemals selbst unter prekären Verhältnissen gearbeitet?

Als Schüler habe ich als Lagerist gearbeitet. Für mich war es keine prekäre Arbeit. Der Lohn war wirklich gut und es war nur Arbeit auf Zeit. Objektiv gab es aber sicherlich Kriterien für Prekarität. Nach dem Studium hatte ich oft keine regulären Arbeitsverträge und musste mich mit Projektarbeit durchschlagen. Als ich wissenschaftlicher Mitarbeiter war, haben mir die Jobinhalte unheimlich Spaß gemacht, aber das Beschäftigungsverhältnis war höchst unsicher. Bis zur Professur war ich im Grunde latent prekär beschäftigt. Latente Prekarität. Diesen Begriff habe ich noch nie zuvor verwendet – eine Begriffsneuschöpfung. Sehen Sie, da haben Sie mich auf etwas gebracht.



Foto: Sebastian Schütte

Das Gespräch führten Elena Matera und Daniel Meyer